

## Friedrich Spee von Langensfeld.

### Sein Leben und seine Schriften.

In dem Gewölbe, welches sich unter dem linken Seitenschiffe der Jesuitenkirche zu Trier befindet, steht ein einfacher Sarg mit der bescheidenen Inschrift: *Hic jacet Fridericus Spee*. Schon vor länger als einem Jahrhundert ist die Gruft zugemauert worden, und seit der Zeit hat keines Menschen Fuß diese Stätte betreten. Nichts läßt den Besucher der Kirche ahnen, daß unter seinen Füßen die Asche eines Mannes ruht, den Deutschland kühn seinen größten und besten Söhnen beizählen darf. — Um die Kultur und Literatur unseres Vaterlandes hat er sich die reichsten Verdienste erworben. Muthig Allen voraneilend, hat er mit der größten Gefahr für seinen Ruf und seine persönliche Sicherheit den Kampf mit dem unseligsten Aberwize eröffnet, der wohl je in Deutschland und beinahe der ganzen Christenheit die Geister verwirrte: mit dem Hexenwahn. Zur Zeit vollständiger Geschmacksverirrung ist er fast der alleinige Vertreter wahrer Poesie und zugleich einer der Reformatoren der deutschen Metrik. Die Geschichte seines Lebens ist die Geschichte einer glänzenden Reihe der hochherzigsten Thaten für das Wohl seiner Mitmenschen. Als Märtyrer seines ganz der Nächstenliebe gewidmeten Berufes ist er in der Blüthe der Mannesjahre aus dieser Welt geschieden. — Das große Publikum hat ihm allerdings nicht viel nachgetrauert, es kannte ja kaum den still und abgeschlossen lebenden, anspruchslosen Mann. So lange er lebte, konnte er sich nicht entschließen, seine Schriften zu veröffentlichen. Nur einmal sandte er ein Buch in die Welt, das alle Zeitgenossen in Bewunderung und Aufruhr versetzte. Seinen Namen aber nannte er nicht; erst nach seinem Tode verrieth ein Freund, wer der Verfasser gewesen. Spees Streben ging eben nicht nach irdischen Lorberkränzen. Er verzichtete freiwillig auf äußere Anerkennung und Auszeichnung, und die Mit- und Nachwelt haben sie ihm auch nicht aufgedrängt. Die mit Gedächtnistafeln und Denkmälern sonst so freigebigen Menschen haben bis jetzt für ihn Nichts übrig gehabt. Außer seinen Werken ist es nur ein einziges Brustbild, vielleicht von der Hand eines verehrenden Klosterfreundes gemalt, welches uns an den trefflichen Landsmann erinnert. Selbst unsere Schriftsteller wissen nur wenig von Spee zu sagen. Eine nur einigermaßen genügende Geschichte seines Lebens gibt es noch immer nicht; über einzelnen Abschnitten desselben liegt noch vollständiges Dunkel. In den verbreitetsten Büchern werden seine Verdienste auch nicht halbwegs nach Gebühr gewürdigt. Kurz, für jeden Dichterling jener Literaturperiode ist seitens der Gelehrten mehr geschehen, als für ihn.

Von dem Verfasser der folgenden Abhandlung, in dessen Vaterstadt Spee begraben liegt, und dessen Beruf ihn in die Nähe des Geburtsortes jenes großen Mannes geführt hat, ist schon seit einiger Zeit dem edlen Menschenfreunde und trefflichen Dichter ein besonderes Interesse gewidmet worden. Er hat nach Notizen über sein Leben gesucht und auch das Glück gehabt, einiges Neue zu finden. Zu besonderem Danke fühlt er sich dem Kanonikus Graf von Spee verpflichtet, der ihm in liberalster Weise seine Sammlung von Nachrichten über die Geschichte seiner Familie, zu deren Ahnen unser Fr. Spee gehört, zur Verfügung gestellt hat. Wenn der Verfasser die Ergebnisse

seiner Forschungen zum Theil in einer Programmabhandlung niederlegt, so leitet ihn dabei unter Anderm die Erwägung, daß es für die Bewohner Düsseldorfs vielleicht nicht ohne Interesse ist, Etwas von einem um deutsche Kultur und Poesie hochverdienten Manne zu hören, der in einem benachbarten Orte geboren ist, und dessen Name noch heute in den Mauern unserer Stadt zu finden ist. —

Die nachweisbar älteste Form des Namens Spee (auch Spe geschrieben) ist Spede, was sich durch das häufig vorgefetzte dictus als einen Beinamen kennzeichnet.<sup>1)</sup> Der Zusatz „von“ findet sich erst sehr spät vor dem Namen Spee und tritt in frühern Zeiten nur auf in Verbindung mit dem Namen des Ortes, wo die einzelnen Zweige des Stammes ansässig waren: z. B. Johann Spede von Wanchem (Wankum), Godart Spede von Langenfeld. Dem Namen Spede begegnen wir zuerst im Jahre 1166,<sup>2)</sup> dem Zusatz „von Langenfeld“ (Longocampus, ein Ort im Geldernschen) zuerst 1348 in den Namen Johann und Godart Spee von Langenfeld.<sup>3)</sup> Dieser Linie gehört auch unser Friedrich Spee an, dessen vollständiger Name also Friedrich Spee von Langenfeld lautet. Sein Vater war Peter Spee, Amtmann zu Kaiserswerth und kölnischer Küchenmeister, seine Mutter Mechtels Spee, geb. Dücker, eine Tochter Adolf Dückers von Altenkrickenbeck und dessen zweiter Frau Anna von der Schmitten. Außer Friedrich hatte Peter Spee noch zwei Söhne: Johann Adolf und Arnold, von deren Lebensschicksalen wir aber keine Kunde haben. Der Vater war ein wegen seines biedern Sinnes allgemein geachteter und beliebter Beamter. Zu seiner Charakteristik diene folgende, aus der „Religionsgeschichte der Eölnischen Kirche unter dem Abfall der zweien Erzbischofen und Churfürsten Hermann, Grafen von Wied, und Gebhard, Truchseß von Eöln“ (Eöln 1764, Bd. II, S. 365.) wörtlich abgedruckte Erzählung: „Um eben diese Zeit berief Gebhard viele Edelleute und Doctoren, den Schenk Eick und Merl zur Tafel. Da er nun von Wein erhitzt war, finge er an, die größte und unerhörteste Lasterungen wider den Papst auszustoßen, und nachdem sein ehrenrührerisches Maul Alles, was sein verderbtes Gemüte ihm eingabe, ausgestoßen hatte: fragte er alle Edelleute nach der Ordnung, ob dasjenige, was er gesprochen, zu loben sei, und ob sie solches ebenfalls billigten? worauf diese mit Ja! antworteten. Da nun die Reihe die Doctoren traf, ginge er dieselbe vorbei, weil er wohl wußte, daß diese Alles mißbilligten und verwarfen. Es stunde auch bei der Tafel der Amtmann zu Kaiserswerth, Peter von Spee; zu diesem wandte er sich und sprach: „Was sagst Du, Herr Peter, dann dazu? Glaubst Du denn auch, was ich gesagt habe?“ Da nun dieser große und redliche Mann bezeugte, daß er es nicht glaube, sprach Gebhard zu ihm: „Schau, Du bist ein Narr!“ Von Spee aber lächelte und schwiege still.“

Friedrich Spee wurde im Jahre 1591 zu Kaiserswerth geboren.<sup>4)</sup> Ueber seine Jugendjahre, den Gang seiner Bildung und seine ersten Lebensschicksale fehlen uns alle Nachrichten. Ein so zartes, empfindsames Gemüth, wie es Spee sein ganzes Leben hindurch eigen war, mußte aufs Tiefste bewegt werden bei dem Anblicke der elenden, völlig zerfahrenen Zustände, die zur Zeit seiner Jugend im staatlichen wie gesellschaftlichen Leben Deutschlands herrschten. Die Anarchie im Reiche, das eigenmächtige, gewaltthätige Auftreten der Fürsten, der leidenschaftliche Hader und die ewigen Hetereien der beiden großen Religionsparteien, die Intriguen des Auslandes und die maßlose Rohheit der Sitten, an welcher das bürgerliche Leben krankte, ließen schon den entsetzlichen Sturm ahnen, welcher bald in Gestalt des dreißigjährigen Krieges über unser armes Vaterland hereinbrechen sollte. Friedrich Spee floh das wilde Getümmel der leidenschaftlichen Welt und faßte den Entschluß, in den geistlichen Stand einzutreten. Im Jahre 1610

1) Ist an das lat. *spatha*, ahd. *spato*=Schwert, oder an das an verschiedenen Orten des Niederrheins gebräuchliche *Spede*=Sperling, Spaß zu denken? Für letztere Erklärung könnte sprechen, daß in alten Familienwappen sich ein kleiner Vogel befindet, der später deutlicher als Hahn gezeichnet ist.

2) *Lacomblet*, Urkundenbuch I, Nro. 414 und 463.

3) " " III, Nro. 809.

4) Alle andern Angaben sind irrig. In der *Bibl. Script. Soc. J. ed. Alegambe, Antverpiae 1643*, p. 551. heißt es: *Fr. Spee, natione Germanus, patria Caesar-Insulanus . . . ad laborum mercedem evocatus est die VII. Aug. 1635, aetatis 44.* — Vgl. *Bibl. Script. Soc. J. ed. Sothwell, Romae 1676.* — Auf dem in der Bibliothek des Jesuiten-Gymnasiums zu Köln befindlichen Bilde Spees stehen die Worte: *Fridericus Spee, Caesar-Insulanus, familia nobili, societatem amplexus 1610, vir magni et indefessi in animarum zelo animi, acceptis licet ab haereticis 7 vulneribus, ad virium defectum concionatus, post traditam cum laude theologiam, editis libris, clarus obiit Treviris, 7. Aug. 1634, (Schreibfehler statt 1635) aetatis 44.* — W. Friessem, Spees persönlicher Freund und Herausgeber seiner Werke, sagt in seiner Widmung der *Truchnichtigall 1649*, daß Spee am 7. August 1635 im 44. Jahre seines Lebens gestorben sei.

begab er sich nach dem benachbarten Köln und ließ sich hier in den damals berühmtesten geistlichen Orden, in die Gesellschaft Jesu, aufnehmen. Nach Ablauf seines Novizienjahres wurde er, etwa 30 Jahre alt, zum Priester geweiht und unter die Patres aufgenommen. Während seines langjährigen Aufenthaltes im Kloster zog er nicht nur durch seine mit der größten persönlichen Liebenswürdigkeit gepaarte Frömmigkeit und Sittenstrenge, sondern auch durch seine seltenen Kenntnisse und bedeutenden Geistesanlagen die besondere Aufmerksamkeit seiner Obern auf sich. Ein solches Talent sollte nach ihrem Willen nicht in den stillen Mauern des Collegiums festgebannet bleiben; es sollte vielmehr sein Licht auch draußen in der Welt leuchten lassen, wo noch so manches Dunkel zu erhellen war.<sup>1)</sup> Spee wurde nun als Missionär hinaus in die Dessenlichkeit geschickt, und gleich das erste Feld, auf welches ihn sein Beruf führte, bot ihm Gelegenheit genug, seine Tüchtigkeit zu beweisen. Er kam nämlich in eine Gegend, wo die alte und die neue Konfession sich jeden Fußbreit Landes streitig machten. Von Seiten des Katholicismus sollte Alles aufgeboten werden, um hier dem Umsichgreifen des Protestantismus einen starken Damm entgegenzusetzen. Auf solchem Posten ist es nicht immer der Zelotismus und die rücksichtslose Kühnheit des Vorgehens, welche den Sieg erringt. Da thut vor Allem ein ruhiges Auftreten Noth, das den Verhältnissen Rechnung trägt, die menschlichen Leidenschaften nicht unnöthiger Weise wachruft, aber zur rechten Zeit auch der gehörigen Festigkeit und Konsequenz nicht entbehrt. Und wen hätte man da besser am Plage gefunden, als unsern ebenso liebenswürdigen, wie verständigen und charakterfesten Spee? In den Jahren 1624, 25 und 26 war er in Paderborn und Umgebung thätig, wo durch seinen Einfluß die fast durchgängig der neuen Lehre zugethanen Aeligen der katholischen Kirche wiedergewonnen worden sein sollen.<sup>2)</sup> Im Jahre 1627 scheint er Paderborn verlassen zu haben, um sich, dem Rufe seiner Obern folgend, in Franken, besonders aber in den beiden Städten Bamberg und Würzburg, der Seelsorge zu widmen. Nicht zwei volle Jahre mag er wohl in dieser Gegend zugebracht haben; aber diese Zeit ist für ihn sicher die qualvollste seines Lebens gewesen, eine Zeit des bittersten Seelenschmerzes.

Die Hexenverfolgung nämlich, von welcher sich schon im 13. Jahrhunderte Beispiele in allen Ländern Europas finden, und die seit dem Jahre 1487, wo der Malleus maleficarum (Hexenhammer, d. h. Hexenprozeßordnung) erschien, systematisch betrieben wurde, hatte gegen das Ende des 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts ihren Gipfel erreicht. Die Zahl der armen, unglücklichen Menschen, welche der durch falsche Voraussetzungen irrefeleiteten und nebenbei durch mancherlei Leidenschaften verblendeten geistlichen wie weltlichen Justiz zum Opfer fielen, grenzt geradezu an's Unglaubliche. Außergewöhnliche Häßlichkeit wie hervorragende Schönheit, tiefer Ernst wie ausgelassene Heiterkeit, Tölpelhaftigkeit wie besondere Klugheit und Gelehrsamkeit, kurz jede ungewohnte Erscheinung an einem Menschen galt als ein Zeichen teuflischer Einwirkung. Ein solcher mußte mit dem bösen Feinde im Bunde stehen und war dem Arm der rücksichtslos mit dem Tode strafenden Gerechtigkeit verfallen. In katholischen wie in evangelischen Ländern war dieser Wahn gleich stark verbreitet, und die geistlichen und weltlichen Behörden suchten sich an Eifer in der Verfolgung zu überbieten. In England wurden von Beginn der Reformation bis 1593 im Ganzen 140 Hexen verbrannt, in der baskischen Stadt Latura in Folge einer 1609 angestellten Untersuchung mehr als 600 Personen. Am schrecklichsten aber sah es, wenigstens im Anfange des 17. Jahrhunderts in Deutschland aus. Zwischen 1587 und 1593 wurden aus 22 Dörfern in der Umgebung von Trier 368 Personen dem Feuertode überliefert, in Quedlinburg einmal an einem Tage 133. Ein gewisser Balth. Voss rühmt sich, im Sulbaischen 700 Hinrichtungen zu Stande gebracht zu haben, hofft aber, noch das Tausend voll zu machen.<sup>3)</sup>

Vor allen andern aber zeichneten sich die beiden Städte aus, in denen Spee nun seine seelsorgerische Thätigkeit entwickeln sollte. Noch nie hatten in Bamberg und Würzburg so viele Brände gelodert, wie in den Jahren, die Spee dort zubrachte. Aus der Zeit von 1624 bis 1630 werden uns 900 an den beiden Landesgerichten Bamberg und Zeil abgeurtheilte Prozesse und 285 Hinrichtungen gemeldet. In den beiden Jahren 1627 und 1628 sollen in Würzburg allein 158 Hexen dem Feuertode überliefert worden sein.

Spee nun lebte inmitten dieser Gräuel, er sah tagtäglich diese Justizmorde sich vor seinen Augen vollziehen, ja er war von Amtswegen verpflichtet, die vermeintlichen Bösewichter zu befehren und die armen Verurtheilten

1) Daß Spee bald nach Empfang der Weihe schon als Lehrer der Philosophie und Theologie am Kölner Jesuitencollegium thätig gewesen sei, ist eine Behauptung, die sich zwar häufig findet, sich aber nicht wohl begründen läßt. Vgl. Seite 7, Anm. 3).

2) Hüppe und Junkmann, Trugnachtigall, Coesfeld 1841.

3) Moskoff, Geschichte des Teufels. Leipzig 1869. II. Bd.

persönlich zum Scheiterhaufen zu geleiten. All der Jammer, den er da sah, drohte ihm das Herz zu zerreißen. Er forschte ihren Vergehen nach, er bat, er beschwor sie, ihm, dem Vertreter Gottes, unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses ein offenes, reumüthiges Geständniß abzulegen. Wer hätte dem so beredten, gottgeweihten, unwiderstehlich liebenswürdigen Manne sich verschließen können? — Und nun hören wir, was Spee selbst von dem Resultate seiner Nachforschungen, Ermahnungen und Bitten sagt: „Ich lege dies mit einem Eidschwure nieder,“ heißt es in seiner *Cautio criminalis*, dub. 30, doc. 19, „daß ich wenigstens bis jetzt keine sogenannte Hexe zum Scheiterhaufen geführt habe, von der ich nach allseitiger Erwägung vernünftiger Weise hätte behaupten können, sie sei schuldig.“ — Spee war damals 37 Jahre alt; aber der Gram über das, was er in Bamberg und Würzburg geschaut, hatte ihm das Haar gebleicht. Zu jener Zeit war Joh. Phil. Schönborn, der spätere Kurfürst von Mainz, Kanonikus in Würzburg. Er hatte vertrauten Umgang mit unserem Vater und fragte ihn eines Tages, woher es gekommen, daß sein Haar so früh grau geworden sei. Auf diese Frage hin nahm nun Spee Veranlassung, dem bewährten Freunde sein ganzes Herz zu öffnen. Er erzählte ihm, wie die der Hexerei Angeklagten ihm auf sein erstes Befragen, aus Furcht, zum zweiten Male gefoltert zu werden, stets geantwortet hätten, sie seien der Zauberei schuldig; dann aber hätten sie, nachdem sie Zutrauen zu ihm gefaßt, Gott zum Zeugen ihrer Unschuld angerufen und der Verblendung und Bosheit der Richter alle Schuld an ihrem Unglücke beigemessen. Diese immer wieder gemachte Erfahrung habe ihn so erschüttert, daß sein Haar vor der Zeit grau geworden sei.<sup>1)</sup> Spee machte überhaupt Schönborn gegenüber von seinen Gedanken über den Unfug und die Fluchwürdigkeit dieses ganzen Proceßwesens kein Hehl, und es gelang ihm, durch wiederholte Unterredungen den freisinnigen Domherrn zu vernünftigeren Ansichten zu bekehren. Als dieser später (1647) Erzbischof von Mainz geworden war, schaffte er sofort in seinem Sprengel die Hexenproceße vollständig ab und bewog durch sein Beispiel einige andere Fürsten am Rhein und Main, ein Gleiches zu thun. Spee aber begnügte sich nicht damit, im Geheimen, bei seinen Freunden, seine Ansicht von dem Unwesen auszusprechen; mit demselben Freimuth, mit dem einst sein Vater dem Kurfürsten Gebhard in's Gesicht gesagt hatte: „Was du redest, ist falsch und unrecht!“ trat auch der Sohn der ganzen Zeitrichtung entgegen und rief den Fürsten, Bischöfen und Richtern zu: „Nicht, was eure Gefangenen gethan, sondern euer eigenes Werk ist Teufelswerk; das Blut der unschuldig Gemordeten wird über euch kommen!“ — Das Buch, welches diesen Mahnruf an die Machthaber Deutschlands und einen ergreifenden Schmerzensschrei über die Gewaltthätigkeiten der Zeit enthält, ist die in lateinischer Sprache geschriebene *Cautio criminalis*<sup>2)</sup>, nach Brentanos Worten die männlichste Schrift, die je aus deutscher Feder geflossen. Man bedenke wohl, daß es schon als ein fluchwürdiges Verbrechen galt, an der Berechtigung der Hexenverfolgung den geringsten Zweifel zu hegen. Wer es nur wagte, ein bescheidenes Bedenken auszusprechen, lief Gefahr, selbst als ein Verbündeter des Teufels angesehen und verfolgt zu werden. Der Jesuit Tanner hatte bloß zu größerer Vorsicht und Milde bei dem Proceßverfahren gerathen; er mußte fliehen, und die Hexenrichter sagten, wenn sie den Menschen fassen könnten, würden sie ihn sofort auf die Folter legen. Spees Name stand nicht auf dem Titelblatte, als er aber bekannt geworden war, stellte man dem Verfasser nach, und er entging zu wiederholten Malen nur mit Noth der drohenden Gefahr.<sup>3)</sup>

Charakteristisch für den Ton der Abhandlung ist schon der Spruch, welcher an der Spitze steht: „Ich sah unter der Sonne an der Stätte des Gerichtes Gottlosigkeit, und an der Stätte der Gerechtigkeit Unrecht.“ (Prediger 3, 16). Von vorneherein muß aber bemerkt werden, daß Spee durchaus nicht die Möglichkeit eines Einflusses der bösen Geister auf die Menschen läugnet. Gleich in seinem ersten Sage räumt er ein, daß es allerdings Hexen geben könne. Mag es aber auch einige Hexen geben, fährt er fort, die Hexenriecherei, wie sie gegenwärtig bei uns im Schwunge ist, grenzt an Wahnsinn und muß jedes Gefühl empören. Die Gleichgültigkeit und Ver-

1) Excerptum Epist. Leibnitianae dat. 1697, Hanov. d. 26 Apr., abgedruckt in Vincentii Placcii *Theatr. Anonymorum*, Hamb. 1708, pag. 233 ff.

2) Der vollständige Titel lautet: *Cautio criminalis, seu de processibus contra sagas liber. Ad magistratus Germaniae hoc tempore necessarius, tum autem consiliariis, et confessariis principum, inquisitoribus, iudicibus, advocatis, confessariis reorum, concionatoribus, ceterisque lectu utilissimus. Auctore incerto theologo romano. Rinthelii 1631.*

3) Masenius, contin. *Metr. Eocl. Trev.* Cf. Wytenbach und Müller, *Gesta Trev.* 1839, animadv. et additam ad CCCI. pag. 18. — Der Herausgeber der *Bibl. Script. Soc. Jesu* wagt es 1643 noch nicht, Spee als den Verfasser der *Cautio* zu nennen, sondern sagt vorsichtig: *Editum est sub nomine theologi romani quoddam ejus opusculum, quod mirifico placuit et saepius recusum est.*

trauenseligkeit der Theologen sowie geistlichen Würdenträger, die Habgucht der Richter sowie die Bosheit, Unwissenheit und der Aberglaube des Volkes sind die Ursachen, weshalb die schreckliche Verfolgungssucht immer mehr um sich greift. Die Wahrnehmung allein, daß durch den übertriebenen Eifer, die Leidenschaftlichkeit und Willkür immerhin eine Menge Unschuldiger verurtheilt werden, müßte, nach seiner Ansicht, schon die Abstellung der Prozesse als dringlich erscheinen lassen; man solle doch das Wort Christi im Gleichnisse vom Unkraute im Weizenfelde beherzigen. — Es folgt nun eine ganze Reihe von trefflichen Vorschlägen zur Beseitigung der Mißbräuche und einer gründlichen Reform des ganzen Prozeßverfahrens. Man muß, sagt er, gerechte, wohlwollende und vernünftige Richter wählen, die nicht ihren Ruhm darin suchen, möglichst viele Opfer auf den Scheiterhaufen zu bringen. Vieles wird schon besser werden, meint er mit Recht, wenn die Strafslosigkeit der Richter aufgehoben wird. Jedem Angeklagten müsse, was bis dahin kaum je geschehen sei, ein Verteidiger beigegeben werden; jetzt sei ja Jemand, der es wage Anwalt zu sein, dadurch schon in den Augen der Richter verdächtig. Die Verteidigungsreden der Angeschuldigten, klagt er, finden nur taube Ohren, so überzeugend sie oft für den verständigsten Mensch sein müssen; sind die Richter aber anderer Ansicht, so ist Alles umsonst, denn eine Appellation ist nicht zulässig. Jedes Mittel, selbst das verworfenste, wird angewandt, um ein Geständniß zu erpressen. Alles das muß anders werden, und kann es nur, wenn die Fürsten sich der Sache mehr annehmen. Sie bekümmern sich aber, leider, nicht um das, was ihre Beamten thun; sie haben gar keine Ahnung davon, wie gesetz- und vernunftwidrig deren Verfahren ist. Sie würden schauern, wenn sie hörten, wie die Folter angewandt wird. Die stärksten Männer haben gestanden, daß sie lieber jedes beliebigen Verbrechens sich schuldig bekennen und zehnmal den Tod erleiden, als noch einmal die Qualen der Folter ertragen wollten. — Die Akte der Willkür, Hinterlist und Grausamkeit, die bei der Folterung vorkommen, werden dann im Einzelnen schonungslos aufgedeckt, und die Mittel zur Abstellung dieser Mißbräuche besprochen. — Auch die Beichtväter, fährt der Verfasser dann fort, müssen anders zu Werke gehen, als sie bis jetzt gethan. Sie müssen sich als Mittelspersonen zwischen Gott und dem Schuldigen, nicht aber zwischen diesem und dem Richter betrachten. Sie müssen Gott um Führung und Erleuchtung anflehen, ihm die Seelen als durch Christi Blut erkaufte empfehlen und so liebevoll und väterlich mit ihnen umgehen, daß sie dieselben zur wahren Buße bringen, mögen sie sich schuldig bekannt haben oder nicht; dann wird, wenn sie wirklich schuldig sind, das Bekenntniß von selbst erfolgen. Die geistlichen wie die weltlichen Obrigkeiten müssen dafür sorgen, daß der ewigen Antrügerei, Ehrabschneidung und Verleumdung ein Ende gemacht wird, da dadurch die christliche Liebe so tief verletzt, die Unschuld gefährdet und die Gerichte unsicher gemacht werden. „Wehe, ruft er aus, welche Strafe wird nicht allein die Richter, sondern auch die Beichtväter treffen, welche meinen Worten nicht folgen und nicht nur ihren Geist nicht anstrengen zum Erforschen, sondern auch darüber knirschen, daß sie unterwiesen werden.“ (Dub. 45). Am Ende der Schrift bietet der edle Mann noch einmal seine ganze Beredsamkeit auf, um zu zeigen, welches die schrecklichen Folgen sein würden, wenn dem Unwesen nicht bald gesteuert werden sollte. Niemand, sagt er, weiß Standes, Vermögens und Geschlechtes er auch sein möge, wird sicher genug sein, wenn er nur irgend einen Feind oder Verleumder hat, der ihn in den Verdacht der Hexerei bringt. Es werden ganz entsetzliche Zeiten kommen, wenn nicht schleunigst Fürsorge getroffen wird. „Ich wollte noch Vieles, heißt es am Schlusse, sagen, aber mich überwältigt der Schmerz, so daß ich den Gegenstand nicht ganz erschöpfen und auch nicht für eine deutsche Uebersetzung der Schrift sorgen kann. Es werden gewiß Einige sein, die dieses aus Liebe zu ihrem Vaterlande und zu den Unschuldigen thun. Ich aber beschwöre endlich alle gelehrten, frommen, klugen und gemäßigten Beurtheiler der Dinge bei dem Richterstuhle des allmächtigen Gottes, daß sie das, was ich in dieser Abhandlung geschrieben, nicht gedankenlos durchlesen. Mögen sie doch erwägen, daß alle Obrigkeiten und Fürsten in großer Gefahr der Seele verweilen, wenn sie nicht überaus achtsam sein wollen. Wenn ich sie bisweilen in scharfer und heftiger Weise an ihre Pflicht erinnert habe, so mögen sie sich nicht wundern, denn ich wollte eben nicht zu denen gehören, die der Prophet stumme Hunde nennt, welche nicht im Stande sind zu bellen. Mögen auf die Fürsten nicht die Worte der h. Schrift (Amos VI.) Anwendung finden: „Sie trinken den Wein aus Humpen und salben sich mit dem besten Oele, um den Schaden Josephs aber kümmern sie sich nicht.“ Die Herde, die Gott ihrer Sorge anvertraut hat, wird er auch einst mit aller Strenge wieder zurückfordern. (Dub. 51, 46). Wenn ich aber geflüstertlich die Unwahrheit gesagt habe, so soll mich der allmächtige Vater mit einem Blitze zu den Schatten senden. Ich weiß aber, was ich sage, und woher ich es weiß, werde ich bei jenem letzten Gerichte über Lebende und Todte jenen Obrigkeiten zeigen, die dieses wissen mußten, und die mit Recht von so vielen unschuldig Gemordeten und auch von mir vor den Richterstuhl Gottes werden geladen werden.“ (Dub. 49, Ende).

Die Wirkung, welche das mit ebensoviel Freimuth und Beredsamkeit wie gründlicher Sachkenntniß geschriebene Buch ausübte, muß eine ganz außerordentliche gewesen sein. Es fand so reißenden Absatz, daß davon schon nach wenigen Monaten kein Exemplar mehr zu haben war, obschon man die höchsten Preise bot.<sup>1)</sup> Bereits im folgenden Jahre (1632) erschien deshalb zu Frankfurt a. M. eine von Joannes Gronaeus besorgte zweite Ausgabe.<sup>2)</sup> Selbst über Deutschlands Grenzen hinaus drang der Ruf der gewaltigen Schrift, die in Folge dessen in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Von dem Samen aber, welcher durch das Buch ausgestreut wurde, fielen nur wenige Körner auf fruchtbaren Boden. Wie schon oben gesagt wurde, ließ zwar Schönborn im Mainzischen die Hexenverfolgung einstellen; auch einige andere Fürsten sollen, wie der Herausgeber der zweiten Ausgabe der *Cautio* in seiner Vorrede<sup>3)</sup> und auch Leibniß<sup>4)</sup> berichtet, seinem Beispiele gefolgt zu sein. Allein einen durchgreifenden Umschwung der Dinge brachten Spees freimüthige Worte nicht hervor. Der Grund davon lag wohl, wie Jemand richtig bemerkt hat, in dem Mangel einer guten Erbschaft, die nach Göthes Worten einem Reformator nicht fehlen darf. Das ganze 17. Jahrhundert krankt fort an jenem Aberwitz, und im Anfange des 18. konnte noch Thomasius durch seine Schriften *De crimine magiae* 1701 und *De origine et progressu processus inquisit. contra sagas* 1712 sich seine großen Verdienste um die endgültige Abstellung jenes Mißbrauches erwerben. Wenn man nun aber, wie das gewöhnlich geschieht, Thomasius als den großen Sieger über das Ungeheuer des Hexenwahnes preist, so erweist man diesem Manne doch zu viel Ehre. Da hat doch Spee ungleich größere Verdienste, und sehr richtig sagt Franz Horn in seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit der Deutschen § 82: „Was Thomasius später in Beziehung auf die Hexenprozesse that, — denn im Anfang war er mit nichten auf dem rechten Wege, — ist gut und löblich zu nennen, aber es war denn doch ziemlich leicht und ziemlich gefahrlos. Er war Protestant, lebte unter dem Schutze zweier für den Protestantismus mit Eifer erfüllter mächtiger Fürsten und fand denn doch jene mörderischen Prozesse schon im Abnehmen.“ Sein Verdienst besteht in wenig mehr, als darin, daß er durch seine Darlegungen die definitive, gesetzliche Abschaffung der Hexenprozesse beschleunigte, die in Preußen 1721, in England 1736, in Oesterreich 1766 und in Schweden 1779 erfolgte.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zur Lebensgeschichte Spees zurück. Im Jahre 1628 faßte Bischof Ferdinand, Kurfürst von Köln, den Plan, die kirchliche Reformation in den ihm zugehörigen Theilen des Stiftes Hildesheim durchzuführen. Der Anfang sollte mit dem Amte Peine gemacht werden, das 1603 aus dem Besitze des evangelischen Herzogs Adolf von Holstein in den des Kölner Kurfürsten Ernst übergegangen war. Der Rector des Hildesheimer Collegiums, Augustinus Turrianus, wurde daher angewiesen, die nöthigen Maßregeln zu treffen. Er gewann zu diesem Zwecke Friedrich Spee, und im Anfang Novembers 1628 zog unser Vater mit einem Laienbruder in Peine ein, um sich dem katholischen Unterrichte und der Seelsorge in der Stadt und Umgegend zu widmen. Sie erhielten wöchentlich zu ihrem Unterhalte 6 Thlr., die Spee aber, weil er selbst vermögend war, zur Unterstützung der Armen verwandte. Trotz den sehr schwierigen Verhältnissen wußte der Vater auch hier durch seine natürliche Liebenswürdigkeit und sein bei aller Charakterfestigkeit und Pflichttreue doch gemäßigtes und taktvolles Auftreten sich bald die Zuneigung und Achtung selbst entfernter protestantischer Gemeinden zu erwerben. Gleichwohl war sein Wirken Einzelnen ein Dorn im Auge, und ein Bösewicht beschloß, der unbequemen Thätigkeit des Vaters gewaltsam ein Ende zu machen. Am 29. April 1629 ritt Spee nach Woltorp, um in der dortigen Kirche Gottesdienst zu halten. Sein Weg führte durch einen Wald, und an einer Stelle desselben, wo der Pfad sehr schmal war, sprengte ihm plötzlich ein anderer Reiter entgegen und legte seine Büchse auf ihn an. Spee gab sofort seinem Pferde die Sporen, der Schuß ging in Folge dessen fehl, aber sein Pferd hatte das Unglück, wenige Schritte von dem Wegelagerer zu stürzen. Zwar gelang es Spee, sein Pferd bald wieder auf die Beine zu bringen, aber mittlerweile

1) Vinc. Placcius l. c.

2) Andere Ausgaben: Köln 1642; Sulzbach 1695 und 1718; Augsburg 1718. — Deutsch: 1647, 1649 und 1657; französisch Lyon 1660.

3) . . . cumque etiam res publicae nonnullae et principes conscientia tacti fuerint et processus suos mox suspenderit, libro hoc viso et diligenter examinato.

4) Leibn. *Tentamina Theodicae*, Freft 1719, tom. I, §. 97: Schönbornius sequaces habuit Brunsvigenses duces et potissimam aliorum Germaniae principum statuumque partem.

hatte ihn sein Gegner auch schon eingeholt und schoß nun aus unmittelbarer Nähe eine zweite Kugel auf ihn ab. Glücklicherweise verfehlte auch diese ihr Ziel, aber nun regnete es Schwertthiebe auf den unglücklichen Pater, der sein Pferd laufen ließ, was es konnte, und auch wirklich das Glück hatte, schließlich seinem Verfolger zu entkommen. Aus sechs Wunden am Kopfe und zweien an der linken Schulter blutend, langte er endlich in Wolztorp an. Obgleich er aufs Aeußerste erschöpft war, wollte er dennoch nicht unterlassen, was seines Amtes war. Nothdürftig verbunden, begab er sich in die Kirche, wo die Menge seiner harrete, und begann den Gottesdienst. Bei der Verlesung des Evangeliums aber, (es war zufällig das vom guten Hirten, der sein Leben für seine Schafe gibt), verließen ihn seine Kräfte, und er sank ohnmächtig zusammen. Man brachte ihn aus der Kirche, und nachdem er sich hinreichend erholt hatte, sorgte man für seine Ueberführung nach Peine. Die *Litterae annuae* des Hildesheimer Collegiums, denen wir in dieser Schilderung gefolgt sind<sup>1)</sup>, berichten, daß fast sämtliche Einwohner der Stadt sich auf dem Marktplatz in der Nähe der Pfarrwohnung sammelten, und Vieler Augen Thränen vergossen über das Unglück des allgemein beliebten Geistlichen. Am folgenden Tage wurde Spee der bessern ärztlichen Pflege wegen nach Hildesheim gebracht. Nach elfwöchentlichem Krankenlager kehrte er wieder nach Peine zurück, um seine Mission dort zu Ende zu führen. Im September 1629 ging er dann nach Corvei, wo einer seiner Verwandten Prior und Fürstabt war. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er die reichere Mußezeit, welche er hier fand, dazu benutzte, seine *Cautio criminalis* fertig auszuarbeiten. Zur Zeit ihres Erscheinens war er in oder bei Paderborn, wohin er sich im Jahre 1630 begeben hatte. Meistens lebte er auf einem den Jesuiten zugehörigen Gute zu Falkenhagen, welches bei Hörter, nicht weit von Rinteln, dem Druckorte der *Cautio*, gelegen ist. In die Zeit seines damaligen Aufenthaltes in dieser Gegend gehört auch wohl die folgende Erzählung, die zu charakteristisch für die Seelengüte Spees ist, als daß wir sie ganz übergehen möchten. Hören wir A. S. G. Guse selbst, der sie aus dem Munde der Jesuiten vernommen hat<sup>2)</sup>: „Einen Missethäter, der den Tod verdient hatte, konnte Spee auf keine andere Art als diese gewinnen. Er sagte nämlich zu ihm: Ihr wißt, wie viel Gutes ich auf meiner Rechnung habe; das Alles setze ich auf die Curige und schenk's Euch zum Eigenthum, wenn Ihr Leid über Eure begangene Sünde und gräßlichen Verbrechen bezeugt, hiernächst Jesum Christum und dessen Verdienst ergreift, alsdann könnt Ihr selig werden. Die Sprache eines solchen Mannes von Credit, wie P. Spee war, machte den stärksten Eindruck auf den bisherigen Bösewicht, daß er zurückdachte, seine Verbrechen als wahrer Christ befeuerte, sich von Stunde an bekehrte und sehr gelassen, ruhig, freudig und selig aus der Welt ging.“

Nachdem nun Spee ungefähr sieben Jahre lang draußen im Felde gestanden und manchen harten Strauß mit den äußern und innern Feinden der katholischen Kirche ausgekämpft hatte, wurde er 1631 in die Stille des Klosters zu friedlicherer Thätigkeit zurückgerufen. Zunächst wirkte er am Jesuitencollegium zu Köln als Professor der Philosophie und Moralthologie.<sup>3)</sup> Mit welchem Erfolge er sein Amt verwaltete, davon legen die Annalen des Trierer Collegiums ein rühmendes Zeugniß ab. Nach ihrer Mittheilung verstand er es nicht nur, durch seine eindringliche Beredsamkeit und gründliche Sachkenntniß, wozu eine gegen Alle gleiche, herzzgewinnende Liebenswürdigkeit kam, seine Zuhörer für den Gegenstand einzunehmen, ihre Kenntnisse und Fähigkeiten auf's Erfolgreichste zu entwickeln und zu fördern, sondern er wußte sie auch für alles Gute und Schöne zu begeistern und sie für ein tugendhaftes Leben zu gewinnen.<sup>4)</sup> Wie lange er in Köln blieb, läßt sich nicht genau bestimmen. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er zu Trier. Die Zeit seines Aufenthaltes in dieser Stadt scheint, außer der Erfüllung seiner Berufspflichten, vorzugsweise schriftstellerischer Arbeit gewidmet gewesen zu sein. Die beiden Werke, welche wir außer der *Cautio* noch von ihm besitzen, nämlich die „*Trutznachtigall*“ und das „*Göldene Tugendbuch*“, sind wohl hier abgefaßt oder doch vollendet worden.

1) Abgedruckt in: Jos. Godehard Müller, Beiträge zur Geschichte des Collegii und Gymnasii Josephini zu Hildesheim. Programm des Bischöflichen Gymnasium Josephinum zu Hildesheim, 1868, S. 10 f.

2) Westphäl. Magazin zur Geogr., Hist. und Statistik, herausgegeben von Peter Florenz Weddigen. III. Bd., X. Heft, Bielefeld 1787, S. 482.

3) Harßheim, Bibl. Colon., 1747, S. 87. Vgl. auch die oben mitgetheilte Notiz, welche sich auf dem Bildnisse Spees findet: *acceptis vulneribus . . . concionatus, post traditam cum laude theologiam, editis libris, clarus obiit.*

4) Harßheim, L. c.

Sein „Güldenes Tugendbuch“<sup>1)</sup>, welches auch in lateinischer Sprache unter dem Titel „Exercitia aurea trium virtutum theologicarum“ erschien, ist ein Erbauungsbuch in katechetischer Form. Es soll eine Anleitung zur Uebung der drei göttlichen Tugenden, des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe geben und ist mit vielen Beispielen, Gleichnissen und Liedern durchwebt. Die letztern sind zum Theil aus der Gedichtesammlung „Trugnachtigall“ herübergenommen. In der Handschrift des Tugendbuches, welche sich auf der Düsseldorfer Landesbibliothek befindet, sind dieselben vollständig wiedergegeben, in den ersten gedruckten Ausgaben stehen nur die Anfänge der einzelnen Lieder. Neununddreißig größere und kleinere Gedichte sind neu und finden sich nur im Tugendbuch.

Seiner Zeit war das Buch außerordentlich verbreitet. Wie sehr der Verfasser den seinen Zeitgenossen zusagenden Ton getroffen hatte, beweisen die zahlreichen Auflagen des Buches und die Versicherung des Herausgebers, daß es geradezu der Liebling der damaligen Katholiken war. Unser jetziger Geschmack möchte wohl weniger bei der Lectüre desselben seine Rechnung finden. Der süßliche Ton, die durchgängig in der idealsten Höhe sich bewegenden Betrachtungen und Anmuthungen, die fortwährende Appellation an unsere Phantasie und unser Gefühl machen uns einen anhaltenden Gebrauch des Buches fast unmöglich. Dem Fluge dieser kühnen, oft verwegenen Phantasie des für Gottes Sache so glühend begeisterten Mannes möchten doch nur Wenige von uns zu folgen im Stande sein. Der Verstandesthätigkeit eines Deutschen läßt sich das Stärkste zumuthen, eine unaufhörliche Anregung und Ueberreizung seiner Gemüthsempfindungen aber rächt sich gar bald durch Abspannung und Widerwillen. Von Zeit zu Zeit, in Stunden besonderer, höherer Weihe, wird man immerhin einmal gerne zum Tugendbuche greifen und in der Lectüre des einen oder andern Kapitels Befriedigung, Erbauung und selbst Genuß finden. Als steten Begleiter aber, als ein geistliches Bademecum, was es nach des Verfassers Absicht doch sein sollte, wird es sich aber für unsere Zeit doch kaum noch empfehlen. —

Sehen wir aber von den eben genannten, größtentheils in der Geschmacksrichtung jener Zeit begründeten Mängeln ab, so erblicken wir eine ganze Reihe bedeutender Vorzüge an dem Tugendbuche. Da ist denn vor Allem rühmlichst hervorzuheben, daß der Verfasser den Fehler glücklich vermieden hat, der uns bei Büchern ähnlicher Art so oft begegnet, den hohlen Phrasengeklingels. Was Spee schreibt, das kommt ihm vom Herzen, das hat er selbst in sich durchlebt und empfunden. Wer ein so gefühlvolles, empfindungsreiches Herz hat, wie er, der hat nicht nöthig, zu Phrasen seine Zuflucht zu nehmen. Alle Sätze haben Sinn und Bedeutung; jeder Gedanke ist begründet und berechtigt, der eine ist durch den andern bedingt und gefordert, die einzelnen Betrachtungen stehen in logischem Zusammenhang, sie schließen sich natürlich und mit Nothwendigkeit an einander an. Keine Betrachtung, keine Anmuthung, kein Ausruf ist unmotivirt. — Ein fernerer, verwandter Vorzug besteht in der Ursprünglichkeit und Neuheit der Gedanken. Auf die in keiner andern so häufig wie in der Erbauungsliteratur vorkommenden Gemeinplätze hat der Verfasser durchaus verzichtet. Jeder Gedanke ist neu und originell in der Erfindung oder doch im Ausdruck. Daher kommt es denn auch, daß trotz dem uns nicht durchweg zusagenden Charakter der Darstellung doch ein gewisses Interesse durch die stets wechselnde Mannigfaltigkeit der eigenartigen Gedanken und Bilder wach gehalten wird. Daß unter denselben gar manche wirklich hohen poetischen Werth haben, braucht in Anbetracht der großen dichterischen Begabung des Verfassers wohl kaum noch besonders hervorgehoben zu werden. — Ganz bewunderungswürdig aber sind schließlich die Korrektheit und der Wohlklang der Sprache, die durchsichtige Klarheit des Stils sowie die kindliche Treuherzigkeit und ergreifende Innigkeit des Tones, in dem der Verfasser zu uns redet. Diese Sprache versteht der Gebildete wie der Ungebildete, der Gelehrte wie der Bürger und Bauer. So mag denn das Buch wegen aller dieser Vorzüge immerhin gar manchen andern derselben Gattung entschieden den Rang streitig machen. Der große Leibniz war ein eifriger Verehrer des Buches, er gebrauchte es selbst und empfahl es sogar seinen protestantischen Freunden.<sup>2)</sup> In einem Briefe spricht er in den lobendsten Ausdrücken davon, rühmt die schönen und tiefen Gedanken sowie die schöne Darstellung; nur findet er keinen rechten Geschmack an den deutschen Versen,

1) Der vollständige Titel heißt: Güldenes Tugendbuch, das ist, Werkund Uebung der dreien Göttlichen Tugenden, des Glaubens, Hoffnung, und Liebe. Allen Gottliebenden, andächtigen, frommen Seelen: und sonderlich den Kloster- und anderen Geistlichen personen sehr nützlich zu gebrauchen. Durch den Ehrw. P. Fridericum Spee, Priestern der Gesellschaft Jesu. Cum Facultate et approbatione superiorum. Cöllen, in verlag Wilhelmi Friessens Buchhändlers, in der Trandgaß im Erzengel Gabriel. Im Jahre 1649. Cum gratia et privilegio Sac. Caes. Maj.

2) Vincentius Placcius, l. c.



was wir bei dem mit deutscher Poesie wenig vertrauten Gelehrten erklärlich finden.<sup>1)</sup> Daß das Tugendbuch vermöge seiner zahlreichen Vorzüge aber auch heute noch auf einen guten Theil unseres Publikums Anziehungskraft ausübt, beweist die Thatsache, daß es noch in unserm Jahrhunderte zwei Auflagen erlebt hat.<sup>2)</sup>

Das dritte Werk endlich, welches Spee hinterlassen hat, ist die Sammlung seiner Gedichte, „Trutz-Nachtigal, oder Geistlich-Boetisch Lust-Waldlein“<sup>3)</sup> betitelt. Die Erklärung des Titels gibt der Verfasser selbst an der Spitze seiner Vorrede zu dem Büchlein: „Trutz-Nachtigal wird das Büchlein genant, weil es trutz allen Nachtigalen süß und lieblich singet, und zwar auff recht Boetisch. Also daß es sich auch wol bey sehr guten Lateinischen und andern Poeten dörrft hören lassen.“ Der Inhalt besteht ausschließlich aus geistlichen Gedichten.

Man kann wohl sagen, daß, wie die Richtschnur für seine ganze Lebensthätigkeit, die Triebfeder für sein Wollen und Wirken die Liebe Gottes war, so auch diese allein ihn zum Dichter gemacht hat. Ist es daher zu verwundern, wenn er auch von nichts Anderm zu singen weiß, als von dieser göttlichen Liebe? Tag und Nacht sinnt er ihren Thaten und Wundern nach und kann es nicht begreifen, daß der Mensch, welcher doch diese Huld und Gnade so wenig verdient hat, so lau in der Bezeugung seiner Erkenntlichkeit ist. Er selbst will wenigstens nicht verfehlen, seine Schuld abzutragen und Gott den ihm gebührenden Tribut des Dankes und der Verehrung darzubringen. Durch Handlungen hatte er dies schon draußen im Getümmel der Welt gethan und that es noch jetzt, in den friedlichen Zeiten des Klosterlebens, auf der Kanzel, im Beichtstuhl und in den Häusern der Armen und Kranken. Aber auch dann, wenn des Tages Arbeit gethan, in den Muße- und Erholungsstunden, will er die Hand nicht müßig in den Schoß legen. Sie greift deshalb zur Harfe, und in den mannigfachsten Weisen und Tönen erklingen auf ihr begeisterte Lieder zum Preise und zur Verherrlichung Gottes. Alle möglichen Formen poetischer Darstellung werden versucht. Wir finden die Hymne und das Lehrgedicht, die Idylle und Ekloge, die Elegie, das tändelnde Lied und in einem Beispiele auch die Romanze unter seinen Gedichten vertreten. Bald vertieft er sich in ernste philosophische Betrachtungen über die Wunder Gottes und die Geheimnisse der Religion, bald stimmt er seine Saiten zu schwungvollen Preisgesängen und Jubelliedern. Dann entwirft er wieder irgend ein frommes Bild mit biblischen und Phantasiefiguren und schmückt das Ganze in tändelnder Weise bis in's Kleinste aus. Mit großer Empfänglichkeit für die Naturschönheiten begabt, geht er, gleich den Minnejingern des Mittelalters, bei seinen Betrachtungen besonders gern von irgend einem Vorgang in der Natur aus, vom Tagesanbruch, von der Abendröthe, vom Frühlingsanfang u. dgl. und weiß dann mittelst einer geschickten Wendung zu seinem Thema zu gelangen. Auch im Verlauf der poetischen Darstellung wird auf das Landschaftliche ein besonderes Gewicht gelegt. Sonne, Mond und Sterne, Bächlein und Wald, Pflanzen und Thiere, die ganze belebte und un belebte Natur wird zur Ausschmückung des Gedankens aufgeboten. „Man

1) Feller, Monumenta inedita, Jenae 1718. Trimestre IV., No. 25, S. 254: Jean Philippe, Electeur de Mayence, me recommanda . . . le Guild Tug, où j'ay tout admiré, hormis les vers allemands, dont le véritable goust est encor inconnu dans l'Eglise Romaine; mais il y a de pensées si belles et si profondes, et en même tems si biens proposées pour toucher même les âmes populaires et enfoncées dans le monde que j'en ay esté charmé.

2) Koblenz bei Höltscher 1829 und 1850 (Herausg. v. Brentano). — Die älteste Ausgabe ist vom J. 1649, Köln bei Frießem. (Nach der Kölnischen Zeitung 1840, 26. Febr., soll die erste Ausg. 1647 erschienen sein, was aber unter And. dem Datum der Approbation (1649) widerspricht.) Ein Manuscript, das, nach Randbemerkungen zu schließen, in den Jahren 1641—43 geschrieben wurde, befindet sich auf der Landesbibliothek zu Düsseldorf. Die zehn ersten Seiten desselben, welche zwei weitere Vorreden enthalten, stehen nicht in den gedruckten Ausgaben; desgl. nicht das 7. Kap. des ersten Theils, (von dessen Lektüre in einer Randbemerkung abgerathen wird, weil es der kath. Lehre widersprechende Ansichten enthalte), und das 12. Kap., welches ein Martyrologium enthält mit der Bemerkung: Collegi seqq. ex martyrol romano et ex memoriis P. P. et F. F. soc. Jesu. — Die in den gedruckten Ausgaben nur kurz angedeuteten Lieder aus der Trutznachtigall sind in diesem Manuscripte vollständig abgeschrieben.

3) Der vollständige Titel der ersten gedruckten Ausgabe lautet: Trutz-Nachtigal oder Geistlich-Boetisch Lust-Waldlein, dergleichen noch nie zuvor in Teutscher Sprach gesehen. Durch den Ehrw. P. Fridericum Spee, Priestern der Gesellschaft Jesu. Jezo, nach vieler wünsch und langem anhalten, zum erstenmahl in Trutz verfertigt. Cum Facultate et approb. sup. Cölln, in verlag Wilhelmi Frießems u. Im Jahre 1649. — Andere Ausgaben: Cölln 1656, 60, 64, 72, 83, 1709. — Von Willmes herausg., Cölln 1812 und 41; von Brentano, Berlin 1817 (mit den Liedern aus dem Tugendbuche); von Hüppe und Juntmann, Coesfeld und Münster 1841. Auswahl von Wessenberg, Zürich 1802; von Fr. v. Schlegel im Taschenbuch 1806; von Förster (XII. Band der Bibl. dtisch. Dichter des 17. Jhd.) Leipzig 1831; Stuttgart 1834; von Smets, Krefeld 1845 und Bonn 1849.

meint, sagt Lemke<sup>1)</sup>, einen altdeutschen Maler zu sehen, der am liebsten seine heiligen Gestalten unter Blumen malt, an Brunnen, unter Bäumen mit Vögeln, Sonnenschein, Mond und Sternen.“ Bei dieser Geschmacksrichtung ist es denn auch natürlich, daß er sich mit Vorliebe der Form der Idylle und Ekloge bedient. Durch den Einfluß der italienischen Literatur war überhaupt die Schäferpoesie zu jener Zeit in Deutschland sehr populär geworden. In zahlreichen Gedichten führt Spee unter den Namen Damon und Halton oder Palämon und Phidämon Hirten ein, die dem Christuskinde ihre zärtliche Verehrung darbringen, es lieblos und beschenken und den Tod des Heilandes beklagen. Christus selbst erscheint in der Gestalt eines Hirten mit Namen Daphnis und wird als solcher von seiner Mutter beklagt. Sogar der Mond tritt als Schäfer auf, der seine Herde, die Sterne, auf die Weide treibt und ihnen Lieder auf seinem Rohre vorbläst. Es läßt sich leicht begreifen, daß dabei manches Groteske und Manierirte mit unterlaufen mußte; solche Phantasieverirrungen kommen aber nicht allein bei Spee, sondern auch bei fast allen Dichtern seiner Zeit vor und sind in der verkehrten Geschmacksrichtung jener Literaturperiode begründet. Von allen Dichtungen Spees muß diese Gattung als die mißlungenste bezeichnet werden. Seine ohnedies an übergroßer Weichlichkeit und Ueberschwänglichkeit leidende Poesie konnte durch die jener Dichtungsart innewohnende Süßlichkeit und Unnatur nur noch ungenießbarer gemacht werden.

Die Neigung zur Ueberspannung der Einbildungs- und Empfindungskraft ist überhaupt der Grundfehler der Speeschen Muse. In jenen Höhen, in welche ihr Flug uns führt, wird es uns auf die Dauer schwindlig, und wir sehnen uns darnach, einmal den Fuß auf den Boden der Wirklichkeit zu setzen. Man vermißt gar zu sehr eine gesunde Männlichkeit und Natürlichkeit der Vorstellungen und Empfindungen und findet sich durch die vielen Seufzer, Thränen, Ausrufe und Liebesversicherungen nicht entschädigt. Wir haben demnach in der Trugnachtigall dieselbe Erscheinung wie in dem Tugendbuche. Allerdings läßt sich Manches, was in Prosa uns unangenehm berührt, in poetischer Form weit besser vertragen. Aber auch hier kann des Guten zu viel gethan werden. Dann tritt Erschlaffung, Verstimmung und Mißbehagen ein, und in diesem Falle befinden wir uns bei der Lektüre Speescher Gedichte sehr oft.

Mögen aber auch die gezwungenen Vergleiche, die Wortfülle und der übergroße Bilderreichtum, die häufig gefälschte und geschmacklose Einleitung des poetischen Gedankens und schließlich die Ueberschwänglichkeit der Gefühlsäußerungen gar oft das Maß des Künstlerischen überschreiten: ein unbefangener Beurtheiler wird doch immer daneben die reiche Menge der herrlichen Gedanken, hochpoetischen Anschauungen, schwungvollen Ergüsse und anmuthigen Bilder anerkennen und bewundern müssen. Mit Freude erkennen wir an ihm eine Menge jener Eigenschaften, die den wahren Dichter ausmachen, und mit deren Verleihung die Natur in Deutschland kaum je sparsamer gewesen ist, als in jener Zeit. Wie kümmerlich erscheint jeder beliebige andere zeitgenössische Dichter, neben Spee gestellt, wenn wir den Maßstab poetischer Schöpfungskraft und künstlerischer Gestaltung anlegen. Dpi z vollends, „der Vater der deutschen Dichtkunst“ und anerkannter Dichterkönig jener Periode, kann in dieser Hinsicht gewiß nicht den Vergleich mit ihm aushalten. Was Spee eben vor allen Andern voraus hatte, das war ein reiches, tief empfindendes Herz, eine bewegliche, schöpferische Phantasie, ein von einer hohen Idee durchglühtes Seelenleben. In seinen Gedichten wird uns ein Einblick in eine Gemüthswelt eröffnet, vor deren Reichthum und Tiefe wir staunend stehen. Unerchütterliches Gottvertrauen, schwärmerische Verehrung und Liebe zu seinem Erlöser, begeisterte Bewunderung der Werke Gottes, kindliche Dankbarkeit für die göttlichen Wohlthaten und eine ganze Reihe anderer frommen Gefühle erfüllen seine Brust und drängen ihm das Wort auf die Zunge. Kommt dieses Gemüthsleben nun einfach und schmutzlos in seinen Gedichten zum Durchbruch, enthält er sich der erwähnten leidigen Zuthaten, so haben wir Produkte fast vollendeter Kunstschöpfung vor uns. Es seien hier nur namhaft gemacht: „Thu auff, thu auff, du schönes Blut“, wo mit herzbezwingender Eindringlichkeit zur Buße aufgefordert wird; „Bey stiller Nacht, zur ersten Wacht“, aus dem uns der Hauch echter Volkspoesie entgegenweht; endlich sein Gedicht von Franz Xavier, in dem „ein Fluß, eine Gefügigkeit ist, der unwillkürlich an Bürger erinnert.“ (Lemke l. c. S. 227.)

Was schließlich die Behandlung der Sprache betrifft, so zeichnet diese sich durch Korrektheit, Fluß und Wohlklang vor derjenigen der meisten Zeitgenossen rühmlich aus. In der Vorrede sagt er selbst: „Und zwar die Teutsche Wörter betreffend, solle sich der Leser darauff verlassen, daß keins passiret worden ist, so sich nicht bei guten Authoren finden lasse, oder bei guten Teutschen bräuchlich sey.“ Indessen hat er sich die Freiheit genommen, einzelne

1) Geschichte der deutschen Dichtung. Leipzig 1871. I. S. 225.

dialektische Ausdrücke zu verwenden, wie z. B. ertattern (= erbeben), weger<sup>1)</sup> (= wahrlich), staur (= stürmisch) u. a. Von seinen Uebersetzungen lateinischer Ausdrücke und neuen Wortbildungen sind einzelne wohlgerathen, andere erscheinen hart und gezwungen, so z. B. Erd- und Himmelzimmermann (faber mundi), pelzen Mäufffall<sup>2)</sup>, Hasenküniglin<sup>3)</sup> u. a.

Sollen wir nun all das Gesagte zu einem Gesamtturtheil über Spees dichterische Hinterlassenschaft zusammenfassen, so wird dasselbe allerdings nicht so unbedingt lobend ausfallen, wie dasjenige, welches ein Horn, Brentano u. A. abgegeben haben. Ebenfowenig verdient der Dichter aber auch die geringschätzige, wegwerfende Behandlung, die ihm von vielen Literaturhistorikern zu Theil wird. Die Zahl der von den mehrfach erwähnten frankhaften Auswüchsen gänzlich freien Gedichte ist allerdings sehr klein. Dafür halten sie aber auch der strengsten Kritik der Kunstkenner Stand und müssen unbedingt den besten Produkten geistlicher Lyrik beigezählt werden. In den weniger vollendeten nur die Mängel sehen zu wollen, wäre einseitig und ungerecht. Selbst in denjenigen, welche wir als mißrathen bezeichnen müssen, ist immerhin eine größere Dosis poetischer Schönheiten zu finden, als mancher andere Dichter klangvollern Namens in seinen Gedichten aufzuweisen vermag. Häßliche Franzen können ein Gewebe wohl entstellen, ihm aber nicht seinen Werth nehmen.

Spees Trugnachtigall hat noch aus einem andern Grunde Anspruch auf besondere Erwähnung. Der Verfasser hat nämlich der Sammlung auch eine sehr bemerkenswerthe Vorrede vorausgeschickt, in welcher er die in der Metrik von ihm befolgten Grundsätze entwickelt. — Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts war nämlich in der deutschen Versmessung eine vollständige Verwilderung eingetreten, die im 16. und Anfange des 17. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht hatte. Das Gefühl für betonte und unbetonte Silben war vollständig verloren gegangen, und man begnügte sich, französischem Beispiele folgend, mit bloßer Zählung der Silben. Das Verdienst nun, dieser Metrik ein Ende gemacht zu haben, wird durchgängig Dpiß zugeschrieben, der seine Ansichten in dem 1624 erschienenen „Buch von der Teutschen Poeterey“ niederlegte. Das von ihm, wenn auch nicht gerade entdeckte, so doch zuerst bestimmt ausgesprochene und als festes Gesetz hingestellte System besteht, kurz gesagt, darin, daß als neues Element der Rhythmus in den Vers eingeführt wird. Er verlangt, daß nicht mehr die Zahl allein, sondern auch, wie im Lateinischen die Quantität, so im Deutschen die Betonung der Silben in Betracht gezogen werden solle, und daß „hoch und niedrig gesetzte“ Silben in geregeltem Wechsel aufeinander folgen müssen. Es ist dies also das Grundgesetz, welches noch heutzutage in der Versmessung durchgängig angewandt wird. Nun aber wird genau dasselbe Princip in der erwähnten Vorrede zur Trugnachtigall ausgesprochen, und zwar viel klarer und korrekter, als von Dpiß. Die bezügliche Stelle heißt nach dem Wortlaute der Trierer Handschrift, der wohl noch unbekannt ist und ziemlich bedeutend von dem der ersten Ausgabe von 1649 abweicht, folgendermaßen:

6. „Was aber die Art deren Reym Verß betrifft, seind es theils Jambische, theils Tro häiße Verß, wie es die gelehrten nennen: dan sonst keine andere art sich im Teutschen recht arten, noch klingen wil. Die Quantitet aber, das ist, die Länge und Kürze der Syllaben ist gemeiniglich vom accent genommen, also daß diejenige Syllaben auf welche in gemeiner außsprach der accent felst, für lang gerechnet seind, und die andere für kurz. Ich sage, gemeiniglich; dan ich gut rund bekennen muß, daß ettwan auch darwider gehandelt, und es nitt allezeit so gar genau in acht genommen ist: aber doch also: daß es entweder der Leser nitt vermercken noch achten, oder auch die ohren nitt verletzen wird. Und auß diesem merckpüncklein, welches wenig bißher gedacht oder verstanden, entsethet die lieblichkeit aller anderen Reym Verß, welche sonst ohn solches gar ungeformt, und ungeschliffen lauten, und weis mancher nitt warumb. Aber dieses ist die Ursach, weil man auff den accent nicht mercket.“

Nun trägt allerdings der Titel der Handschrift die Jahreszahl 1634, während die betreffende Schrift von Dpiß schon zehn Jahre früher, 1624, erschienen war. Es könnte demnach leicht der Verdacht entstehen, Spee habe die neuen Regeln aus der Dpißschen Schrift kennen gelernt und dieselben in jener Vorrede einfach in anderer Form reproducirt. Gegen eine solche Annahme scheinen indessen doch einige beachtenswerthe Gründe zu sprechen. Vorab stände eine derartige Handlungsweise in zu grellem Widerspruche mit dem biedern und aufrichtigen Sinne Spees. Er hatte es zu wenig nöthig und war auch von Natur aus zu ehrlich, um fremdes Verdienst für eigenes auszugeben.

1) Affirmantis est apud Moguntinos,

2) ist ein Raß,

3) ist ein Caneinlein,

heißt es in Anmerkungen der Trierer Handschrift.

Ferner bleibt doch zu erwägen, daß, wenn auch die Sammlung erst 1634 abgeschlossen wurde, doch die einzelnen Gedichte sicher in frühern Jahren abgefaßt wurden, und daß nothwendiger Weise schon damals der Dichter mit der metrischen Form im Reinen gewesen sein mußte. Schließlich sind auch die Wege, auf denen beide Männer zu derselben Theorie gelangten, verschieden. Opitz geht von der Metrik der Alten aus, indem er den bei Jenen gebräuchlichen Rhythmus auch als wesentliches Erforderniß für unsere Verskunst hinstellt. Während aber dort dieser Rhythmus durch die Quantität der Silben bestimmt wurde, will Opitz, daß für denselben im Deutschen lediglich die gewöhnliche Betonung maßgebend sein soll. „Wir können nicht, sagt er im siebenten Kapitel, auff Art der Griechen und Lateiner, eine gewisse Größe der Sylben in acht nehmen, sondern erkennen aus den Accenten und dem Thone, welche Sylbe hoch und welche niedrig gesetzt soll werden.“ — Spee dagegen schließt sich an die kirchliche Hymnendichtung des Mittelalters an, in welcher jene von Opitz für das Deutsche geforderte alleinige Rücksichtnahme auf den Wortaccent, auf die gewöhnliche Betonung, schon für das Lateinische befolgt ist; in Hymnen wie Dies irae, dies illa, Stabat mater dolorosa, Pange lingua gloriosi ist nicht sowohl die Quantität der Silben, als vielmehr die gewöhnliche Wortbetonung für die Versmessung maßgebend. Durch den täglichen Gebrauch des Breviers und Messbuchs war Spee mit dieser Metrik vertraut geworden. Zudem er sie einfach auf die deutschen Verse übertrug, gelangte er ganz zu demselben Resultate, wie Opitz, nur auf einem viel direktern Wege, als dieser.

Nach dem Gesagten scheint es doch die Billigkeit zu fordern, daß nicht Opitz allein, sondern neben ihm auch Spee als Mitbegründer der neuen Verskunst genannt wird.

Die Handschrift der Trugnachtigall befindet sich in der Gymnasialbibliothek zu Trier. Sie ist bis jetzt noch von keinem Herausgeber der Gedichte benutzt worden. Gleichwohl enthält sie manche interessante Abweichungen von der ersten, vierzehn Jahre nach des Verfassers Tode gedruckten, Ausgabe. Als Anhang zu dieser Abhandlung folgen deshalb drei der bekanntesten und besten Gedichte in der Form, wie sie das Manuscript hat.

Der Vollständigkeit wegen sei noch erwähnt, daß Spee auch seine in Köln gehaltenen theologischen Vorlesungen niedergeschrieben, nicht aber durch den Druck veröffentlicht hat. Die Handschrift, die P. Vusenbaum noch benutzt haben soll, wird wohl verloren gegangen sein. —

Zum Schlusse erübrigt nun noch, von den letzten Lebensschicksalen Spees einige Worte zu sagen. Am 6 Mai 1635 kam Trier, das bis dahin von den Franzosen besetzt war, durch einen Handstreich in die Gewalt der kaiserlichen und spanischen Truppen. Bei dem blutigen Kampfe, der sich in den Straßen der Stadt entspann, sah man Spee inmitten des dichtesten Gewühls beschäftigt, den Verwundeten beider Parteien leiblichen und geistigen Beistand zu leisten. In Folge seiner Verwendung blieben die Besiegten vor Mißhandlungen, die Stadt vor Plünderung bewahrt. Die nächste Zeit war ganz dem Besuche der Gefangenen und Verwundeten gewidmet. Er bettete in der Stadt Leinwand und Kleidungsstücke für sie zusammen, sorgte für kräftige Speisen und schaffte eigenhändig aus dem Stadtbrunnen Wasser herbei. Auf seine Bitten hin wurde sogar von dem spanischen Oberbefehlshaber den meisten Kriegsgefangenen freie Rückkehr in ihre Heimath gestattet. Die französische Regierung soll sich wegen dieser aufopfernden Dienstleistungen noch lange Zeit nachher dem Trierer Jesuitencollegium dankbar erwiesen haben.

Den gewaltigen Anstrengungen jener Tage aber war Spees Körper, der, wie berichtet wird, noch immer an den Folgen der bei Peine empfangenen Verwundungen litt, nicht gewachsen. Ein heftiges Fieber warf den 44jährigen Mann auf das Todeslager. Am 7. August 1635 starb er, „hoffnungsvoll und glücklich“, wie die Annalen des Trierer Collegiums sagen, in den Armen seiner Ordensbrüder.<sup>1)</sup>

1) Bibl. Colon. ed. Hartzheim, p. 88.

## I.

## Eingang zu dem Büchlein, Trutz-Nachtigal genandt.

1.

Wan Morgenröt sich zieret  
Mitt zartem rofenglanz,  
Und gar sich dan verlieret  
Der nächttlich Sternentanz:  
Gleich lästet mich spaziren  
In grünen Lorber Wald,  
Alda dan musiciren  
Die pfeifflein mannigfalt.

2.

Die flügelreiche schaaren,  
Das Federbüschlein zart,  
In süßem Schlag erfahren,  
Noch kunst noch athem spart:  
Mitt Schnäblein wolgeschliffen  
Erklingens wunderfein,  
Und frisch in Lufften schiffen  
Die schöne Mütterlein.

3.

Der grüne Wald ertönet  
Von krausem Vogelsang;  
Mitt Stauden stolz gekrönet  
Die Krufften geben Klang:  
Die Wächlein trumb geflochten  
Auch lieblich stimmen ein,  
Von Steinlein angefochten  
Gar süßlich sausen drein.

4.

Die sanffte Wind in Lufften  
Auch ihre Flügel schwach  
An Händen, Füß, und Hufsten  
Erschüttlen mitt gemach;  
Da sausen gleich an Bäumen  
Die lind gerührte Zweig;  
Zur Musit sich nitt säumen;  
D wol der süßen Streich!

5.

Doch süßer noch erklinget  
Ein sonders Vögelein,  
So fein Gesang vollbringet  
Bei Sonn- und Monetschein.  
Trutz-Nachtigal mitt namen  
Es nunmehr wird genandt,  
Und vilen wilt- und zahmen  
Geht vor, ganz unbekandt.

6.

Trutz-Nachtigal mans nennet,  
Ist wund von süßem Pfeil:  
In Lieb es lieblich brennet,  
Wird nie der Wunden heil.  
Geld, Pomp, und Pracht auff Erden,  
Lust, Freuden es verspott,  
Und achtets für beschwerden,  
Sucht nur den schönen Gott.

7.

Nur klinglets aller Orten  
Von Gott, und Gottes Sohn;  
Und nur zun Himmelpforten  
Berweifets allen ton:  
Von Bäum- zun Bäumen springet,  
Durchstreichet Berg, und Thal,  
Im Feld, und Wälden singet,  
Weiß keiner Noten zahl.

8.

Es thut gar manche Jarthen,  
Verwechlet Ort, und Lust:  
Sichs ettwan setz in Garten  
Betrübt an holer Klufft;  
Auchs ettwan freudig singlet  
Zusampt der süßen Lerch;  
Gott lobend es umzinglet  
Den Del- und ander Berg.

9.

Auch schwebets auff den Waiden,  
Und wil beyn Hirten sein,  
Da Cedron kombt entscheiden  
Die grüne Wisen rein.  
Thut zierlich sammen raffen  
Die Verklein in bezwang,  
Und setzet sich zum Schaaffen,  
Pfeiffet manchen Hirtensang.

10.

Auch wider da nitt bleibet,  
Sichs hebt in Wind hinein,  
Den lären Luft zertreibet  
Mitt schwanken Federlein:  
Sichs setz an grober Eichen  
Zur schönen Schedelstatt,  
Wil kaum von dannen weichen,  
Wird Creutz, noch peinen satt.

11.

Mitt Ihm wil mich erschwingen,  
Und manchem schwebend ob,  
Den Lorbercrantz ersingen  
In teutschem Gotteslob.  
Dem Leser nicht verdrieess  
Der zeit und Stunden lang:  
Hoff ihm es noch ersprieess  
Zu gleichem Cithersang.

## II.

## Crawrgesang von der Noth Christi am Oelberg in dem Garten.

1.

Bey stiller nacht  
Zur ersten wacht  
Ein stimm sich gund zu klagen.  
Ich nahm in acht,  
Was die dan sagt;  
That hinn mitt augen schlagen.

2.

Ein junges blut,  
Von sitten gut,  
Alleinig, ohn geferdten,  
In grosser noth  
Fast halber tod  
Im Garten lag auf Erden.

3.

Es war der liebe Gottes Sohn,  
Sein haupt er hat in armen,  
Biel weiß und bleicher als der Mon,  
Ein stein es mögt erbarmen.

4.

Ach Vatter, liebster Vatter mein,  
Und muß den Kelch ich trincken?  
Und magß dan ja nitt anders sein?  
Mein Seel nitt laß versinden!

5.

Ach liebes kind,  
Trind auß geschwind;  
Dirß laß in trenen sagen:  
Sey wol gesinnt,  
Bald überwind,  
Den handel mustu wagen.

6.

Ach Vatter mein,  
Und kanns nitt sein?  
Und muß ichß je dan wagen?  
Wil trincken rein  
Den Kelch allein,  
Kan dirß ja nitt versagen.

7.

Doch sinn und muth  
Erschrecken thut,  
Sol ich mein Leben lassen?  
D bitter Tod!  
Mein angst, und noth  
Ist über alle massen.

8.

Maria zart,  
Jungfräulich art,  
Solt Du mein schmerken wissen?  
Mein leyden hart  
Zu diser Fahrt,  
Dein herz wär schon gerissen!

9:

Ach, mutter mein,  
 Bin ja kein stein;  
 Das herz mir dörrst zerspringen:  
 Sehr große pein  
 Muß nehmen ein,  
 Mitt tod, und marter ringen.

10.

Ade, Ade zu guter nacht  
 Maria mutter mildte!  
 Ist niemand, der dan mitt mir wacht,  
 In diser wüsten wilbe?

11.

Ein Creuz mir vor den augen schwebt,  
 O wee der pein, und schmerken!  
 Dran soll ich morgen wern erhebt,  
 Das greifet mir zum herzen.

15.

Kein vogelsang  
 Noch fremdenklang  
 Man höret in den lufften;  
 Die wilben thier  
 Auch trawrn mitt mir  
 In steinen, und in kufften.

12.

Bil Ruten, Geißel, Scorpion  
 In meinen Ohren sausen:  
 Auch kombt mir vor ein dörnen Cron;  
 O Gott, wen wolt nitt grausen!

13.

Zu Gott ich hab geruffen zwar,  
 Auß tiefen todtes banden:  
 Dennoch ich bleib verlassen gar,  
 Ist hilff, noch trost vorhanden.

14.

Der schöne Mon  
 Wil untergohn,  
 Für leyd nitt mehr mag scheinen:  
 Die sternen lan  
 Ihr gliken stahn,  
 Mitt mir sie wollen weinen.

## III.

## Poetisch Gesang von dem h. Francisco der Gesellschaft Jesu.

1.

Als in Sappon weit entlegen,  
 Dacht Kauier der Gottesman,  
 Alle waren ihm entgegen,  
 Ihn mitt worten selens an.  
 Wind, und wetter, meer und wällen  
 Ihn für augen mahltens dar,  
 Redten vil von ungefällen,  
 Von gewitter, und gefahr.

2.

Schweiget, schweiget von gewitter,  
 Ach, von winden schweiget still:  
 Nie noch warer held, noch Ritter  
 Achtet solcher kinderspil.  
 Lasset wind, und wetter blasen,  
 Flam der lieb vom blasen wächst:  
 Lasset meer, und wällen rasen,  
 Wällen gehn zum himmel nächst.

3.

Ey doch lasset ab von scherken,  
 Schröcket mich mitt keiner noth;  
 Noch Soldat, noch Martis herken  
 Föchten immer kraut, und lot.  
 Spieß, und pfeil, und bloffe begen,  
 Rohr- pistoll- und Bügelspeiß  
 Macht Soldaten mehr verwegen  
 Und sie lockt zum ehrenpreiß.

4.

Lasset ihren Grimmen wehen  
 Wind, und wetter ungestüm,  
 Laß die brummend wällen schwehen,  
 Und die Trommen schlagen um.  
 Nord, und Süden, Ost, und Westen,  
 Kämpfen last auff saltem feld;  
 Nie wirds dem an ruh gebreften,  
 Wer nur frid im herken hest.

5.

Wer wils über Meer nitt wogen,  
 Ueber tausend wasser wildt,  
 Dem es mitt den pfeil, und bogen  
 Nach vil tausend Seelen gift?  
 Wen wil grausen vor den winden,  
 Förchten ihre flügel naß?  
 Der nur Seelen denckt zu finden,  
 Seelen schön ohne alle maß?

6.

Cia, stark, und freche wällen,  
 Cia, staur, und stolze wind,  
 Ihr mich nimmer sollet fällen,  
 Euch zu stehn ich bin gesinnt.  
 Seelen, seelen muß ich haben,  
 Macht euch auff, ihr hölzen Roß,  
 Müßet über wällen traben,  
 Nur vom ufer drücktet loß.

kein vorgefang  
 nach trübendung  
 Was geht in den lufften  
 Die wachen tiger  
 das trauen mitt mir

III

Partiell Gedang von dem h. Franckischen der Gesellschaft Zehn

Es doch laßt es von lachen  
 Schreien mich mit lachen hoch  
 Nach Solche noch Warten geben  
 Fortschreit immer fort, und laß  
 Schick und weil, und dieß geben  
 Kommt nicht und übersteht  
 Macht Schreien mich vorstehen  
 Das er lacht im übersteht

Als in Bayern der erlösen  
 Tödt kammer der dörstigen  
 Wie waren die mitter  
 Ich mit worten fähig zu  
 Hina, und weiter, mehr und öffen  
 Ihn für mich wachend gar  
 Heber vil von nachfoler  
 Den geistlich und fähig

Geht dem Seemann nach  
 Sein, und weiter nach  
 So die Seemanns wachen übersteht  
 Das die Seemanns übersteht zu  
 Hört, und Sehen, daß die übersteht  
 Rängen laß auf folgen laß  
 Mitter, dem an die übersteht  
 Hier nur ist im übersteht

Schreiet, übersteht von geistlich  
 Wo, von wunden übersteht vil  
 Wie nach weiter geht, nach weiter  
 Heber, solcher übersteht vil  
 Geht, und weiter übersteht  
 Flan der sich von übersteht nach  
 Lofft, mehr, und wachen übersteht  
 Zollen, dem an die übersteht nicht